Jorinde, die Siebzehnjährige [Fortsetzung]

Autor(en): **Wenger, Lisa**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 22

PDF erstellt am: **29.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-638024

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Nr. 22 - 27. Jahrgang | Verlag: Berner Woche, Bern | 29. Mai 1937

Wartende Mädchen am Sonntag

Johannes A. Pohl

Nun warten sie auf ein Begebnis,
Denn mancher Tag der Woche war banal,
Sie fiebern fast nach dem Erlebnis,
Doch auch der Sonntag endigt blaß und schal.

Sie kehren heim mit ihren kleinen Sorgen
Und legen sich enttäuscht zur Ruhe nieder.
Sie frösteln oft am Montagmorgen
Und singen wehmutsvoll gestimmte Lieder.

Doch jeden Sonntag schmücken sie sich eitel,
Zu dieses Daseins buntem Kinostück,
Und glänzt das erste Silber schon im Scheitel,
Dann warten sie noch immer — auf das Glück.

JORINDE, die Siebzehnjährige

Roman von LISA WENGER 22

„Dort sitzt sie", rief Andreas. „Dort weht ein Schleier. Das muß sie sein."

„Sieh, wie er sich vor ihr verbeugt", sagte Ulrich. „Dreimal in einer Minute, jedesmal, wenn sie ihm antwortet. Ein treuer Knecht war Fridolin, paßt ausgezeichnet zu der Ahnfrau. Uebrigens einem Gespenst kann man leicht seine Ergebenheit bezeugen, es kann einem ja nicht beim Wort nehmen. Und um ein Uhr verschwindet es.

„Du bist so boshaft, Romulus, du gefällst mir gar nicht.

„Ich darf so vieles nicht sein heute abend, daß ich eben boshaft werde."

„Was darfst du nicht sein?" fragte Remus mit Betonung.

„Das sage ich dir am allerwenigsten. Vielleicht sage ich es Poppäa, wenn wir später im Park spazieren werden, um die Nachtluft zu genießen."

„Ich will es gar nicht wissen", sagte Jo. „Und Champagner trinkst du jetzt keinen mehr." Der Römer ließ sich auf ein Knie nieder und küßte Poppäas purpurfarbenen Saum. Gelächter. Scherzworte rings herum. Ein Troubadour in Weiß kam herbei, stellte sich in Positur und sang ein französisches Liebeslied: O ma mie, ma mie . . . Großer Beifall.

„Schöne Römerin", sagte er, als er geendet. „Vergiß, daß Schillers Ritter den Dank seiner Dame nicht begehrte. Ich begehre den meinen." Er neigte sich, und ehe sich jemand eines solchen Ueberfalles versehen, hatte er Jo geküßt. Sie lachte und man klatschte. Aber Remus war aufgesprungen.

„Frechheit", rief er.

„Maskenfreiheit", rief es zurück.

„Noch einmal", schrie man von den nächsten Tischen. Jo sah den Troubadour an, und er verstand, und klimperte, indem er langsam die Worte skandierte: „Einmal . . . ist . . . keinmal . . . ich gehe und küsse eine andere . . ." Wiederum hatte er die Lacher auf seiner Seite. Der Lärm wurde groß, beinahe unerträglich. Das Kaninchen sang oben am Tisch ein paar Verse, ein anderer wollte einfallen. Das Karnickel hat angefangen, schrie man.

Remus, Romulus und Poppäa waren still geworden. Es kreuzten sich ihre Wünsche und ihre Gedanken. Es kreuzten sich ihre Energien. Ulrich ließ wiederum Wein kommen, trotzdem ihn Jo böse anblitzte.

„Wir haben vergessen, unsere Häupter mit Rosen zu kränzen", sagte Remus plötzlich. „Das Schönste haben wir vergessen." Es ging ja nicht nur um Rosen, sie bedeuteten den Befehl, des Schönen zu gedenken, das Gemeine sich fernzuhalten.

„Ich habe des Schönen nur allzu lange gedacht heute abend, und es hat mir noch nichts genützt", sagte Romulus.

„Mir fällt eben ein", sagte Jo, die nachdenklich dagesessen hatte, „daß es keine Kleinigkeit sein muß, einen Zwilling zu heiraten. Da ist man manchem ausgesetzt. Entweder man lebt im Frieden mit beiden und ist in Gefahr, nicht mehr zu wissen, welchen man eigentlich lieb hat, nicht wahr, denn so im täglichen Leben bleibt die Liebe ja nicht so heftig wie am Anfang . . ."

„Wie oft warst du denn schon verheiratet, Poppäa, und gar mit einem Zwilling?"

„. . . und ist in großer Gefahr, nicht mehr zu wissen, zu wem man eigentlich gehört", fuhr Jo fort.

„Davor würde man sich schützen können", riefen beide Brüder gleichzeitig, wenn auch nicht mit denselben Worten. „Man verbietet einfach dem andern das Haus."

„So", sagte Jorinde, „du bist doch wirklich ein richtiger Römer, du Romulus. Also Haß und Zorn willst du gründen? Das andere kannst du dir dann denken. Dann gewinnt der Bruder um so mehr, denn die Frau wird ihn bemitleiden . . . und dich abscheulich finden."

„Umbringen müßte man einen solchen Zwilling", schrie Ulrich. „Ueberhaupt ein Unding, so eine Doppelexistenz. Wenn . . . ich den Andreas nicht so gut möchte . . . ich weiß nicht . . . das sind ja unglaubliche Gefahren, in die man da einginge. Andreas, wenn ich mich je verheiraten sollte, so versprich mir vor dem Altar, mein Haus in Liebe und Freundschaft zu meiden."

„Es fällt mir gar nicht ein", sagte Andreas. „Im Gegenteil."

„Es ist nicht zu glauben", sagte Jo, „ich mache eine ganz objektive Bemerkung, ganz aus der Luft gegriffen, weil ihr euch gezankt habt, und auf euch beide wirkt das so. Ich möchte wissen, wo ihr eure Logik gelernt habt?"

„Im Gegenteil, das muß auf uns so wirken", schrie Ulrich. „Man kann ja nicht mehr ruhig schlafen."

„Es gäbe ein einfaches Mittel: Es müssen beide zur selben Zeit heiraten", sagte Jo.

„Können denn zwei Männer dasselbe Mädchen heiraten?" schrie Ulrich.

„Nein", sagte Jo. „Natürlich nicht. Aber das ist ja gar nicht nötig." Ulrich verstummte. Auch Andreas schwieg. Dann brachen alle drei gleichzeitig in ein Gelächter aus.

„Da seht ihr", sagte Jo. „Das ist der Champagner. Perkeo hat ganz recht."

Das Eis war herumgereicht worden, der schwarze Kaffee sollte auf der Terrasse genommen werden oder im Park. Alles strömte hinaus unter die dunkeln Bäume, wo die chinesischen Lampen milde und farbig leuchteten. Aufatmend gingen die Paare auf den saubern Gartenwegen. Andreas wurde von einer Dame angesprochen und aufgehalten, Jorinde ging mit Ulrich durch den Garten weiter. Er bot ihr den Arm, aber sie machte keine Miene, sich seiner zu bedienen. Da nahm er ihre herabhängende Hand. Sie ließ sie ihm, und so gingen sie zusammen bis zu dem langen, flachen Teich, in dem sich die wenigen Lampen spiegelten, die da noch aufgehängt waren. Im leisen Wind schaukelten sie sich. Ein schmaler Feldweg führte vom Teich durch die Wiesen bis zu einem kleinen Gehölz. Ulrich ging schweigend neben Jorinde.

„Jo", sagte er plötzlich, „Jo", faßte sie um die Schulter und küßte sie heftig, sie festhaltend und ihres Schreckens nicht achtend. Dann ließ er von ihr ab und zornrot stand sie da.

„Was erlaubst du dir, du frecher Mensch. Mich küssest du und weißt nicht, ob ich dich küssen will! Aus ist es! Aus zwischen uns beiden."

„Jo, um eines Kusses willen . . .", sagte Ulrich. „Am Maskenball!"

„Nicht darum. Ein Kuß ist nichts. Aber daß du nicht darnach frägst, ob ich dich küssen will . . . ob ich will . . . Nur so! Packst mich an!"

„Jorinde, verzeih", bat er. „Ich wollte gar nicht. Ich mußte."

„Mußte, schäm dich doch. Jetzt gehst du, und da ist mein neues Taschentuch und das tauchst du in den Weiher und kommst und waschest den Kuß weg." Verblüfft sah Ulrich sie an. „Wenn er weg ist, verzeihe ich dir." Da ging der Römer gehorsam wie ein Junge, tauchte das Tuch ein in das dunkle Wasser, kam und wischte mit Eifer an Jos Mund den Kuß weg, den er doch so sehr ersehnt hatte.

„So", sagte Jorinde. „Das war aber der erste und letzte Kuß zwischen uns beiden." Sie ging dem Haus zu und Ulrich kam ihr nach und bat:

„Erzähle das dem Andreas nicht, Jorinde."

„Ja, gell, vor dem schämst du dich jetzt. Aber vor mir hast du dich nicht geschämt."

„Ach, Jorinde, du verstehst ja nichts von der Liebe", sagte er.

„Nein, Gott sei Dank nicht", sagte sie und schüttelte sich. „Und ich will noch lange nichts von ihr wissen, wenn es einem auch manchmal darnach gelüsten könnte, wenn man in den Büchern von ihr liest . . ."

Andreas hatte Jo und Ulrich gesucht und nicht gleich gefunden. Einer der Rosenkavaliere sagte ihm, daß sie zum Teich zusammen gegangen seien.

„Mußt sie nicht beneiden. Es gibt andere Mädchen", lachte er noch.

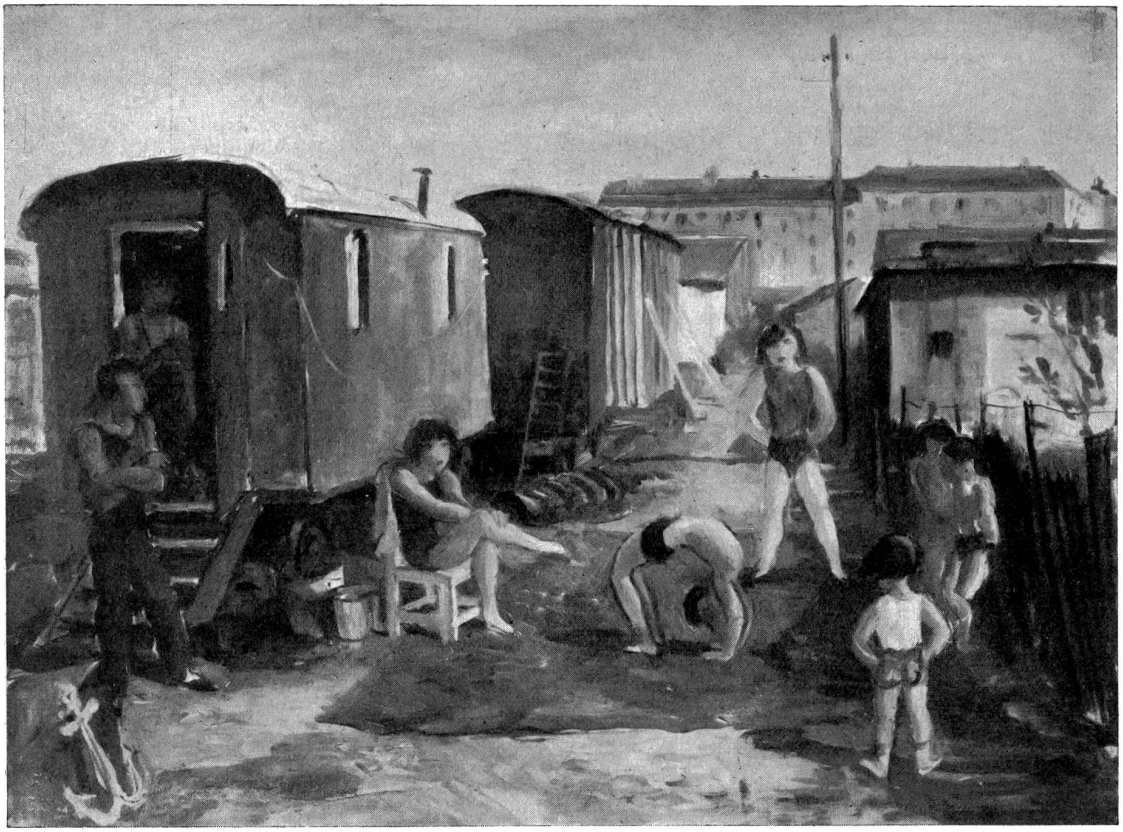
„Suchst du deinen Romulus", schrie gleich darauf eine Wassernymphe, suchst du die Römerin? Bleib du lieber da, Remus, die beiden möchten es dir nicht danken, wenn du sie findest. Hand in Hand sind sie durch den Garten gegangen, ich habe sie gesehen." Sie lachte und ging mit ihrem dicken Koch dem Hause zu.

Andreas stand unbeweglich. So ist das also. So? Und mein Bruder . . . gerade mein Bruder muß es sein. Gerade mein Bruder. Ihm fiel ein, was Jorinde bei Tische von den Zwillingen gesagt. Sein Herz klopfte so, daß ihm schwindlig wurde. Er ging in die Garderobe und ließ sich seinen Mantel geben. An den von Ulrich hing er einen Zettel: Du sorgst wohl, daß Fräulein Steffen gut nach Hause kommt. A. Dann ging er.

Ulrich und Jorinde waren verblüfft und erschrocken, als sie Andreas suchten und ihnen der Zettel eingehändigt wurde. Ulrich, der über sich selbst durchaus im klaren war, erriet auch seinen Bruder. Er konnte es sich ungefähr erklären, warum er gegangen war. Wenn er wüßte, wie gut er hätte bleiben können, dachte er bitter.

Jorinde war böse auf Andreas. Was brauchte er ihr nun die Freude zu verderben? Und sie alleinzulassen mit Ulrich, der sich so benahm. Mit einem Menschen, der einem ohne weiteres küßte! Ihr Zorn war aber blaß geworden. Sie und ihre Skifreunde hatten sich auch schon untereinander geküßt, halb im Scherz, halb im Ernst, aber im spaßhaften Ernst. Wer dachte mehr daran, wenn sie wieder auf den Skiern davonfuhren? Wer behielt darum ein schlechtes Gewissen? Der Ulrich aber hatte eines, das merkte sie. Und klug genug war sie, um zu wissen, daß er das schlechte Gewissen nur hatte, weil er bange war, sie würde nichts mehr von ihm wissen wollen. So schlimm war das nun aber doch nicht, fand sie. Sie mochte ihn eigentlich gerne und er war Andreas Bruder und gehörte zu ihm, und sie wollte gut Freund mit Andreas bleiben. Und schließlich . . . ach, was, so ein Kuß!

Romulus und Poppäa saßen wieder an ihrem Tisch, am Ende des Saales. Auch die andern Tische waren besetzt und es sah aus, als kümmerte sich keines der Paare um das andere, und als habe jedes genug mit sich selbst zu tun. Es legten sich Arme um die Schultern der Mädchen, es legten sich Köpfe an



Fahrendes Volk Hans Schoellhorn, Winterthur

die Achseln der Männer, es war keine Frage, daß man sich getrost die Freiheit des Festes zunutze machte.

„Du, Romulus, warum ist wohl Andreas fortgegangen?" fragte Jo.

„Er tanzt nicht gern. Er macht sich nichts aus Mädchen. Er hat überhaupt so Schrullen", gab Ulrich zur Antwort.

„Das sagst du so. Vielleicht war er böse, daß ich nicht auf ihn gewartet habe?"

„Warst du dazu verpflichtet?" fragte Ulrich, und das Blut schoß ihm wieder in die Stirne.

„Ja, vielleicht", sagte Jo. „Vielleicht war ich verpflichtet, bei ihm zu bleiben, er ist ja meinetwegen gekommen."

„So, woher weißt du das?"

„Ja, weswegen denn sonst? Wenn er nicht gerne tanzt und sich aus den andern Mädchen nichts macht? Wir sind doch gute Freunde. Und er ist mein Wanderer."

„Dein Wanderer, so? Schön, schön, trinken wir auf sein Wohl", schrie Ulrich höhnisch. Er bestellte wiederum Champagner, und schenkte hastig ein. „Auf dein Wohl, Poppäa, auf deines, hörst du?" In diesem Augenblick tanzte Anna-Maria an ihnen vorüber.

„Sie lacht ja", sagte Jo. „Die lacht ja ganz glücklich. Sieh, wie der Ritter sie anschaut. Ich weiß nicht, Romulus, mir scheint so ein Ball doch eine merkwürdige Sache. Ueberall sind Fußeisen gestellt. Wenn ich an unsern Schnee denke, da ist alles so einfach und hell."

„Schnee versteckt auch Fußeisen, man sieht sie nur weniger gut."

„Hier sind sie auch versteckt", sagte Jo. „Es kann einem ja bange werden. Anna-Maria sieht sich ja gar nicht mehr gleich."

„Vielleicht ist sie aufgewacht. Es war Zeit", sagte Ulrich und lachte. Als das Paar wiederum an ihnen vorübertanzte, rief er sie an, und hielt ihnen ein Glas entgegen. Sie tranken, setzten sich zu dem Römerpaar und es begann ein fröhliches Lachen und Scherzen. Andreas wurde vergessen. Anna-Maria war wie verwandelt. Sie lachte laut. Sie trank Wein, mehr als sie je getrunken in Jahren. Sie und Jo nickten einander zu. Dann ging die Ahnfrau wiederum zum Tanz, begleitet von ihrem Ritter, Don Quichotte.

„Wollen wir nicht auch tanzen?" fragte Ulrich. „Nur noch einmal." Jo nickte.

„Erst will ich meinen Wein fertigtrinken. Champagner schmeckt gut." Sie trank und schloß einen Augenblick die Augen. „Ich bin ja ganz schwindlig."

„Komm", bat Ulrich. Sie tanzten, und Jos reizendes Gesichtchen sah zu ihm empor.

„Du bist ein entzückendes Geschöpf", flüsterte er. Jo überhörte die leise Stimme ihres innern Führers, der sie bis heute väterlich geleitet, und dem sie gehorcht hatte. Sie vergaß auch, daß es der Wanderer war, zu dem es sie hinzog, immer und immer wieder hinzog. Ihr wurde heiß. Sie dachte verworren, verschwommen, Ulrich . . . der Wanderer . . . es kommt nicht darauf an, mit wem ich tanze . . . es ist ja ganz gleichgültig . . . einer ist ja wie der andere . . . ihr schwindelte wieder, sie hielt sich fest an Ulrich, wollte nun aber zu ihrem Tisch zurück.

Da und dort tauschten Paare Zärtlichkeiten aus. Da und dort lag ein Mädchen im Arm seines Tänzers; es wurde gescherzt, gelacht, getrunken. Jo und Ulrich lachten darüber. Sommer-Fastnacht, alles ist erlaubt! Freude war erlaubt! Masken fielen, die Schleier lagen herum, der Saal dröhnte, wenn die Musikanten spielten. Summte, wenn sie schwiegen. Ein Bienenschwarm . . . Ameisen, von den Sternen aus gesehen. Jo dachte nicht an die Himmelslichter. Ihr schien hier unten alles schön, glänzend, begehrenswert, richtig.

„Willst du mir jetzt einen Kuß geben, Jo?" fragte Ulrich mit seiner weichsten Stimme. Jo lachte, nickte, und Ulrich küßte sie. Sie küßte ihn wieder und wieder. Dann aber saß sie still da. Lange saß sie still da.

„Der Champagner ist schuld", sagte sie laut. Und plötzlich fiel ihr Andreas ein. Wenn er das wüßte, dachte sie. Es rannen ihr Tränen über die Wangen. Sie wischte sie mit dem Handrücken fort; denn sie hatte das Taschentuch beim Teich vergessen.

Der schöne, weiße Ball, auf den sich Jo so gefreut, endete gar nicht fröhlich. —

Andreas aber war mit dem Wagen heimgefahren durch die lautlose Sommernacht, unter den schweigenden Sternen, die ihm nicht leuchten wollten. Er fühlte sich so beraubt, so traurig ausgeplündert, so uralt und hoffnungslos. Was half es ihm, daß er sich schalt, seine Hoffnungen auf nichts gestellt zu haben, auf nichts gegründet? Er durfte niemand beschuldigen, niemand hatte ihm etwas versprochen, niemand hatte mit ihm gespielt. Er hatte jugendliche Natürlichkeit, jugendliches Vertrauen, Offenheit und kindliche Zuneigung falsch verstanden. Er hatte nicht begriffen, daß Siebzehnjährige im Dreißigjährigen den Vater verehren. Er hatte vergessen wollen, daß ein Mädchen, wie die Jorinde Steffen, für einen Mann wie ihn, gar nicht in Betracht kommen konnte. Ein Landbewohner, ein ungewandter Mensch, der kaum richtig tanzen konnte.

Er zerfleischte sich, wühlte in seiner Erinnerung nach ungeschickt vorgebrachten Worten, nach Taten, die er gelassen hatte, statt zu handeln. Hätte er Jorinde vor dem Ball gefragt, ob sie mit ihm kommen wolle, vielleicht hätte sie ja gesagt. Hätte er es gewagt, vielleicht hätte er gewonnen. Nun war Ulrich der Sieger. Nun werde ich, sagte sich Andreas, Jorinde mein Leben lang als Schwester neben mir haben. Das überwältigte ihn. Er hielt den Wagen an und stieg aus, und setzte sich auf eine kleine Erderhöhung neben der Straße. Er saß so, wie Jo ihn an jenem Märchennachmittag gesehen hatte, den Ellbogen auf dem Knie, das Kinn in die Hand gestützt. Er legte das Gesicht in seine Hände. Der unendliche Horizont, der Gedanke an die unfaßbare Größe der Schöpfung, und die Winzigkeit der menschlichen Empfindungen hätten ihn vielleicht getröstet. Aber er sah nicht auf. Ihm war sein Schmerz nun sein Größtes. Er kannte sich. Er wußte, daß er ihn nicht verlassen würde. Und wenn auch der Schmerz weichen würde, sein Schatten würde bleiben. Andreas stand auf, und sah nun doch die Sterne. Und immer wird der Schatten mich verhindern, die Sterne glänzen zu sehen, dachte er. Er fuhr weiter, ihm schien, in das Nichts hinein. —

Auch für Anna-Maria hatten sich die Dinge geändert. Auch sie war von Licht, Musik und dem Taumel des Ganzen erfaßt worden. Es klopfte ihr Herz, wenn der Partner sie immer wieder zum Tanze holte, und sich zuletzt gar nicht mehr von ihr trennte, wenn die Musik schwieg. Wenn er ihr Süßigkeiten und Liköre holte. Eis und Kuchen, und, so gut er es verstand — denn er war auch ein schüchterner Mensch wie Anna-Maria — um sie warb. Ihm schienen ihre Augen die schönsten der Welt zu sein. Sie, eine Pfarrerstochter, er ein Pfarrerssohn. Ihre Weltfremdheit hatte ihn angezogen, ihre rührende Bescheidenheit sein Selbstgefühl geweckt, und auch den in jedem unverdorbenen Manne innewohnenden Beschützertrieb. Ihm war zumute wie sonst in der Kirche. Nicht ganz so, aber ebenso andächtig. Sie waren beide ernste Menschen, keines hatte laute Vergnügen mitgemacht. Es erwachte aber eine Lust nach Freude in ihnen, von der sie nichts gewußt. Hand in Hand gingen sie durch die Reihen der Tanzenden. Niemand achtete ihrer, jeder hatte mit sich selbst zu tun.

Wenn Anna-Maria an Ulrich Zumbrunn vorübertanzte, dachte sie beinahe übermütig, daß er sie nichts, aber auch gar nichts anging. Und der Ritter, ein wenig, aber wirklich nur ein wenig, Ritter von der traurigen Gestalt, gedachte mit fröhlicher Wehmut einer jahrelangen, von vornherein aussichtslosen Liebe, die sich ihm zum täglichen Gewohnheitsbrot umgebacken hatte, und die er endlich wie von selbst verlor. Er war glücklich. Auch diese beiden saßen an einem Ecktischchen und hielten sich bei den Händen, um der Freiheit der Pseudo-Fastnacht willen.

Fortsetzung folgt.

Schluss ohne Anfang

von Peter Fabrizius

Er war wohl schon über vierzig und einige frühzeitige Silberfäden säumten seine Schläfen.

Ob es Zufall war, daß sie beide am Abend die Dachterrasse aufsuchten und von bequemen Liegestühlen aus die Sterne betrachteten, wußten sie wohl selbst nicht. Sie hatten einander höflich begrüßt, wie eben Gäste desselben Hotels, die sich nur vom Sehen kennen, sie sprachen aber nicht weiter miteinander. Es war sehr still.

„Ist es nicht schade", dachte sie, ohne ihn anzublicken, „daß wir hier beide unseren Weg gehen, einzeln, wohlerzogen und lächerlich. Wir könnten gemeinsam unsere Zeit hier verbringen, die See betrachten, an der Meeresküste entlang wandern ...

Ich kenne dich nicht", dachte sie weiter, „aber du bist mir nicht fremd, ich möchte an deiner Seite sein und dir sagen, daß ich deine ruhig-männliche Begleitung wünsche ... du bist wohl jünger als du aussiehst, ich glaube nicht, daß ich mich täusche, wenn ich in dir einen Gentleman sehe — du könntest Offizier sein oder etwas Aehnliches ... du hast schöne, starke und kultivierte Hände. Es wäre gut, diese Hände zu halten — mehr nicht. Ich sehe, daß auch du dies gerne wolltest, aber du sagst es nicht, weil du die ungeschriebenen Gesetze nicht verletzen kannst, die dir verbieten, einer Dame, mit der du nicht formell bekannt gemacht wurdest, dies zu sagen. Es ist ein schrecklicher Unsinn, diese Gesetze der Gesellschaft, du weißt es, ich weiß es auch — warum halten wir uns daran?

Daß auch dich meine Gesellschaft freuen würde, sehe ich — eine Frau sieht so etwas. Dir müßte ich nicht sagen, daß ich keineswegs ein Abenteuer suche und nicht eine Frau bin, die es einem Mann leicht macht, daß ich nichts will, als dein Nahesein und das gemeinsame Erleben dieser herrlichen südlichen Landschaft während der kurzen Tage unseres Aufenthalts"

Leises Wellenschlagen war aus der Ferne vernehmbar.

Sie richtete sich ein wenig auf, blickte den Mann an und sagte alles, was sie eben gedacht hatte.

In derselben Nacht saßen sie zwischen den Klippen, seit einigen Stunden schon, sie wußten nicht, wie lange — Mondlicht flimmerte auf den Wellenspitzen.

„In acht Tagen muß ich wegfahren", sagte er.

Sie sprachen viel miteinander, ohne zu sprechen. Sie sprachen vom Meer und von südlichen Pflanzen, von Wellenschlag und warmer Sommernacht.

Aber von Liebe sprachen sie nicht.

„Ich glaube, daß ich dich liebe", dachte er, ohne sie anzusehen, „aber wie soll ich dir das sagen, da ich dich erst seit heute abend kenne. Muß ich jetzt den alten ausgetretenen Weg gehen? Muß ich werben um dich in langen Reden in tiefen Blicken in langsam und sorgfältig gesteigerter Annäherung? Soll ich scheinbar einen Weg von Anfang an gehen an dessen Ziel ich schon angelangt bin? Wenn der Weg länger dauert, als die Zeit meines Aufenthaltes hier, ist alles verloren und wir haben eine unwiederbringliche Gelegenheit versäumt. Aber wenn ich den Weg der Konvention verschmähe, wirst du glauben, ich hätte dich nicht verstanden; du wirst mich verdächtigen, daß ich dich für eine Abenteuerin halte, die sich mir an den Hals geworfen hat ...

Ich kenne dich seit heute", dachte er weiter, „aber ich kenne dich seit langem ..."

Er richtete sich ein wenig auf, blickte die Frau an und sagte alles, was er eben gedacht hatte.

Und dann küßte er sie zum erstenmal.